

Katzen-Müller.

Romanette von Henry F. Urban.

Durch die Katzen ist er zu einer Frau gekommen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß jemand durch Katzen zu einer Frau kommen kann.

Aber es ist so. Washington Lincoln Müller — diese pompösen Vornamen hatte ihm sein Vater Edward Müller als Erstgeborenen im Lande der Freiheit gegeben — sagte eines Tags im Mai zu seinen Freunden: „Kinder, ich habe ein Haus gemietet!“

Die Freunde waren höchst erstaunt und fragten, ob er zu heirathen gedenke.

„So dumm!“

„Ja, was thun Sie denn als einziger Mensch mit einem Haus? Es müßte denn sein, Sie haben tolle Streiche vor. So gelegentlich kleine Soupers, wozu wir natürlich eingeladen werden. Das wäre die einzige Erklärung, warum Sie ein Haus gemietet haben.“

„Gott bewahre. Daran hab ich gar nicht gedacht. Aber es ist eine gute Idee. Kein — ich habe mit ein Haus genommen, um ruhiger leben zu können. Uebrigens wird mir mein Vetter, der Wittwer, Gesellschaft leisten. Ich denke mir das famos, so für mich zu sein. Ueberdies naht der Sommer. Da werde ich als begeisterter Blumenliebhaber in dem kleinen Garten hinter dem Haus Blumen ziehen, mich an ihrem Duft und ihren Farben erfreuen und am Abend Alles mit einem langen Schlauch besprühen. Ich stelle mir das ungemein unterhaltend vor. Auch ist es gut für die Ner-ven.“

Die Freunde lachten. Das sah ihm ganz ähnlich. Er hatte immer etwas blödsinnige Einfälle. Müller hatte also wirklich ein Haus gemietet, ein kleines, zweistöckiges Haus aus grauem Sandstein, nahe der Lexington Avenue, in angenehmer, ruhiger Nachbarschaft. Er richtete alles sehr hübsch und wohnlich ein. Eine biere, deutsche Wirthschafterin führte den Haushalt. Als innen alles fertig war, wachte Müller seine ganze Aufmerksamkeit dem Gärtchen hinterm Hause zu. Er ließ den Zaun, der es zu beiden Seiten und nach hinten von den Nachbargärten trennte, schön weiß streichen. In der Mitte ließ er das Biered aufgraben, frische Erde anfahren und auf dem kleinen Beet hinterm Zaun ließ er alle möglichen Blumenpflanzen: Geranien, Salvien, Penunien, Rosen, Cannas, Hortensien, Caladiums, die der Volksmund Elefantenohren nennt, und der Himmel weiß was sonst. Dann kaufte er in einem der großen Baarenhändler einen gewaltigen Gartenschlauch, einen Spaten, eine Harke und eine Grasschneidemaschine und sagte: „Nun kann die Geschichte wachsen!“

Die Geschichte wuchs auch ganz entzückend. In Kurzem entstand ein kleines Paradies von Farben, Duft und Sonnenschein, auf das die Nachbarn aus den Hinterfenstern mit Neid und Bewunderung blickten.

Doch wie keine Rose ohne Dornen ist, so hatte auch Müller's Garten seine Hasen. Das waren die Katzen, die am Eingang dieser Geschichte erwähten, etwas geheimnißvollen und unverständlichen Katzen. Sie werden sofort gefangen, verständlicher zu werden und eine große Rolle im Leben Washington Lincolns Müller's zu spielen. Wenn man etwas als recht überflüssig bezeichnen will, so sagt man: „Das hieße Eulen nach Athen tragen.“ Was in Athen die Eulen waren, das sind in New York die Katzen. Es ist voll davon, schrecklich voll! Im Winter bemerkt man sie wenig, aber wenn es zum Sommer hinzieht, erscheinen sie auf den Gartenzäunen innerhalb der Häusergevierte und deraufliegen beim Mondlicht ihre großen Säugerfüße, wo sie um Kaiserpreise und Wohlthun zu singen scheinen. So kommt's einem vor. Oder sie bringen einer Katzenwaise gefüllte Schindeln und suchen ihr Herz zu erweichen. Oder sie duelliren sich eines schönen Katzenfräuleins wegen, nachdem sie sich vorher eine Anzahl unangenehme Dinge gesagt haben. Das Schlimmste aber ist, sie bleiben nicht immer auf den Zäunen, sondern lassen ihren mannigfachen Gefühlen in den Gärten freien Lauf zum Schaden des Grasses, das sie beschmutzen, und der Blumen, die sie zerbrechen. Auch Washington Lincoln Müller mußte sehr bald diese unangenehme Erfahrung machen. Sein schöner, sammelweiser Grasplatz bekam table fiede. Bald war eine Aker abgetrocknet, bald eine Hortense. Ach, und der Zaun! Wie sah dieser sämmerliche, schimmernde Zaun aus! Wo die Katzen daran herumertüschelten oder heraufsprangen, hatten sie mit ihren schmutzigen Pfoten lange, häßliche Streifen gemacht. Den überaus friedlichen Müller ergriß zuletzt eine wahre Bersehterwuth auf diese gemeinen Gartenbeschänder. Er goß des Abends spät aus dem Baderraum neben seinem Schlafzimmer Töpfe voll heißen Wassers auf sie herunter, besonders auf die elenden Tenorissen, die auf dem Zaun saßen und ihre hohen Es an die Angebetete verschwendeten. Es half nichts. Er schmietete Pfäfflein auf den Zaun, und wenn eine Katze daran kletterte, schrie er mit einem Stod und prügelte sie windelweich. Es half nichts. Er streute Baldrian

unter die Büsche und that Cabennepfeffer dazu. Und wenn die Katzen kamen, um sich an dem himmlischen Duft des Baldrians zu ergötzen, so gerieth ihnen der Pfeffer in die Nase und sie nieseln sich die Seele aus dem Leib. Es half nichts. Er besorgte sich Arsenik, that es in eine Untertasse mit süßer Milch und stellte es Nachts in die Gede unter die Laube. Es half nichts. Die Katzen hatten einige Tage einen bösen Darmtarach und größtliche Leibschmerzen. Dann erschienen sie von neuem, munterer denn je. Sie wurden noch schöner und fetter davon. Ihre Stimmen gewannen an Umfang und Wohlklang.

„Was soll ich machen?“ fragte er verzweifelt seine Freunde. „Ich bitte Sie, was soll ich machen? D, diese niederträchtigen Kreaturen“ und er knirschte mit den Zähnen und rollte wild die schönen glänzenden Augen. Die Freunde meinten: „Ja, da giebt's nur ein Mittel, lieber Wack!“ — so kürzten sie Washington ab — „das wirklich hilft. Sie müssen die Katzen erschließen. Kaufen Sie sich eine sogenannte geräuschlose Flinte und schießen Sie auf die Katzen.“

„Aber ich kann ja gar nicht schießen.“

„D, das lernt sich schnell. Nur müssen Sie vorsichtig sein, daß Sie sich nicht erwischt lassen. Sie wissen, die alten Katzenweiber, denen die Katzen gehören, würden Sie vor Gericht schleppen, und der Richter würde Ihnen eine Geldstrafe auferlegen.“

„Aber zum Teufel, ich bin doch nicht verpflichtet, mir von nichts-würdigen, fremden Katzen meinen Garten ruiniren zu lassen. Zudem — viele dieser Katzen gehören Familien, die auf Land gezogen sind, ihr Haus zugehört und die Katzen einfach ihren Nachbarn überlassen haben. Manche Katzen gehören überhaupt nicht hierher. Sie sind Stroche von irgendwo anders her.“

„Tut nichts — das Geseß bestraft Katzenmord.“

„Schön — so werde ich zur Selbsthilfe greifen. Ich werde an den Katzen ein Lynchgericht vollziehen, aber ganz in der Stille, sehr schlaue.“

Also ging Müller hin und kaufte sich eine geräuschlose Flinte nebst Munition. Gleich in der ersten Nacht beschloß er, einen Versuch zu machen. Er begab sich in das Badezimmer neben seinem Schlafzimmer, machte die grünen Läden zu und schob das Fenster in die Höhe. Dann stellte er die beweglichen Latten an den Laden wagerecht, so daß er die Flinte hindurchschießen konnte. Das Badezimmer ließ er völlig dunkel. So konnte ihn Niemand aus den Häusern gegenüber beobachten. Darauf holte er sich einen Stuhl und setzte sich an's Fenster. Draußen schien der Mond. Er konnte im Garten jeden Strauch und jede Blume erkennen. Müller verspürte eine seltsame fröhliche Aufregung: die Aufregung des Jägers auf dem Anstand. Aber diese Aufregung hatte etwas Reizvolles. Ueberdies — stand er nicht hoch über einem Jäger, vertheilte er nicht sein Eigenthum gegen Bandalen?

Hier kam gerade einer von ihnen daher. Er spazierte auf dem langen Zaun in der Mitte, der die Gärten an der Rückseite voneinander trennte, bog dann auf den rechten Seitenzaun von Müller's Garten ab und riefte ebenso geräuschlos wie elegant daran herunter. Müller kannte ihn. Er war der richtige Katzenstrolch, der kein Heim hatte: ein großer, bider, häßlicher Kater mit einem freien und gemeinen Gesicht, wie es Verbrecher haben. Ehemals war er weiß gewesen. Jetzt war er dunkelgrau, weil er nicht einmal mehr auf Keilichkeit hielt. Der Strolch marschirte geradeswegs auf den Rasenplatz und nahm dort eine Position ein, die seinen Zweifel über seine rüchlosen Absichten ließ. Müller fühlte, wie ihn die Wuth überkam. Ost genug schon hatte ihn die verbrecherische Hartnäckigkeit dieses Katers zur Verzweiflung gebracht. Jetzt war der Augenblick gekommen, der große Augenblick, wo er mit ihm abrechnen konnte. Leise schob er den Lauf seiner Flinte durch die Fensterslade, zielte sehr sorgfältig und drückte los. Der Kater rückte sich nicht. Er drückte abermals los. Der Kater nahm seine gewöhnliche Stellung ein, trachtete von allen Seiten im Gras und schritt befriedigt davon. Müller drückte zum dritten Mal los. Der Kater sprang auf den Zaun und zog gelassen weiter.

„Halunke! Strolch!“ fluchte Müller leise vor sich hin. Nun — kein Pfeifer fällt vom Himmel. Offenbarung macht den Meister. Offenbar war er noch zu aufgeregt. Er wartete auf anderes Wild. Es kamen noch ihrer fünf in längeren Zwischenräumen. Zwei schienen beschaffen zu haben, einen Ehrenhändel in Müller's Garten zum Austrag zu bringen. Sie spudten sich in's Gesicht, fluchten und ohrfeigten sich, wobei sie hin- und hersprangen wie zwei Boger und verschiedene Blumen knidten. Müller schob wie ein Rasender. Einmal mußte er getroffen haben, denn der eine Boger brach den Kampf ab, saulte auf den Zaun und beschwand. Der andere ergriß ebenfalls die Flucht.

Für diese Nacht ließ es Müller genug sein. Er zog sich in sein Schlafzimmer zurück und schlief ein wie der Krieger nach einer heißen Schlacht. Er träumte von sechs Katzen, die er erschossen hatte. Am nächsten Morgen entdeckte er Blutspuren auf dem Zaun. Also hatte er den Jagd von den Banditen wirk-

lich getroffen. Von nun an wurde die Jagd auf Katzen bei ihm zur Leidenschaft. Er sagte Ausflüge und Gesellschaften ab, nur um Nachts im dunklen Badezimmer zu sitzen und auf Katzen zu schießen. Er erzählte von nichts wie von seiner Katzenjagd, gerade wie die richtigen Nimrodethun. Und sehr bald beherrschte er auch das unterfälschte Jägerlatein, gerade so wie die Nimrode.

„Kinder, ich sage euch, wie ich das gelbe Ungeheuer erwischte, den großen Wagnersänger, wißt ihr, der jede Nacht sang: „Winterstürme weichen dem Wonnemond“ — ja, das war eine Leistung. Erst schob ich ihm das linke Ohr weg, dann das rechte und zuletzt, als er davonstie, noch den Schwanz. Er ist nie wieder gekommen!“

Seine Freunde lachten unbändig und tauchten ihn Katzenmüller. Er nahm das gutmüthig auf und schob seine Katzen weiter. Es gelang ihm wirklich, sie dadurch von seinem Gärtchen fernzuhalten. Aber das war längst zur Nebenache bei ihm geworden. Das Katzenstrolch überhaubit war ihm jetzt die Hauptsache. Es war sein liebster Zeitvertreib, sein Sport. Wie Alexander Mazedonien zu klein geworden war, so wurde Müller bald sein Garten zu klein. Sein Jagdrevier mußte größer sein. Wo ein Freund an zu viel Katzen litt, bot er sich als Jagdstöber an. Wenn er nur in irgend einem dunklen schiefen konnte, war er der glücklichste Mensch in ganz New York. Die alten Katzenweiber, denen er die Vieblinge wegschob oder anschoß, schmerzten dem geheimnißvollen Katzenmörder fürchterliche Pfade. Es war ein offenes Geheimniß, daß Katzenmüller der Thäter war. Aber wenn man ihm zu Leibe wollte, mußte man ihn bei der That ertappen. Und dazu war er zu schlau. An den Fenstern der Nachbargärten lagen sie ganze Nächte auf der Lauer, um ihn zu erwischen. Es nützte nichts. Aber einmal wird auch der größte Schlauchtopf zum Dummkopf — ein Kater, ein einziger, war noch schlauer als Müller: der ehemals weiße, bide „Strolch“ mit dem freien, gemeinen Verbrechergesicht. Ihn hatte er nicht zu erwischen vermocht. Er wartete, bis Müller zu Bett gegangen war, und verunzierte dann den Garten. Eines Nachts aber, als Müller bereits zwei Stunden vergeblich im Badezimmer gesessen hatte, tam der „Strolch“ wieder daher. Er wandelte auf dem hinteren Zaun des Nachbargartens entlang, sich unter allerlei überhängendem Geisewick hindurchbrüllend. Müller öffnete die Fensterslatten ein wenig und steckte die Flinte hindurch.

„Diesmal“ sagte er, „bestimmt du deinen Detektiv, so wahr ich Washington Lincoln Müller heiße!“

Er rückte ein wenig seitwärts auf dem Stuhl, um bequemere zu sitzen. Doch der Stuhl kippte um, und Müller fiel krachend auf den Boden, gerade als er losdrückte. Er sprang sofort wieder auf, aber der „Strolch“ war verschwunden. Nichts übrig ging Müller zu Bett. Am nächsten Morgen in aller Frühe klingelte es. Es war der Nachbar von gegenüber, Herr Simpfon, der aus californischem Wein importirte Vorbeurweine machte. Simpfon war sehr aufgeregt.

„Herr Müller,“ sagte er, „Sie haben mit Ihrer Katzenstrolcherei etwas Böses angedacht. Sie haben meine Tochter Isabel getroffen, wie sie gerade in ihr Schlafzimmer trat, um zu Bett zu gehen. Zum Glück ist die Angel nur in den Arm gedrungen. Wir werden Sie auf Schadenersatz verklagen. Wir können's gebrauchen.“

Müller erschraf. Er erinnerte sich: die Flinte war losgegangen, als er letzte Nacht im Badezimmer vom Stuhl fiel. So erklärte sich das Unglück.

„Aber woher wissen —“

„Ach, machen Sie doch keine Umstände. Wir haben die Angel und können feststellen, daß sie in Ihre Flinte paßt. Hier ist die Angel. Sie haben die Flinte in Ihrem Zimmer im Schrank hängen. Ihr Freund Magnus hat mir's ja gesagt. Wollen wir hinaufgehen und nachsehen, ob die Angel paßt?“

Müller war völlig geknickt. Er leugnete nicht länger, versprach für allen Schaden aufzukommen und Fräulein Isabel um Entschuldigung zu bitten. Zunächst besuchte er Fräulein Isabel. Dieses reizende junge Mädchen, das seine Entschuldigungen so freundlich aufnahm, hätte er um ein Haar erschossen! Gräßlicher Gedanke.

Er stammelte seine Entschuldigungen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die Wunde nicht zu schwer schmerze.

„D nein!“ erwiderte sie lächelnd. „Es ist nicht so schlimm. Sie brauchen sich das nicht so zu Herzen zu nehmen.“ Müller war ganz hingerissen. Er liebte die Liebenswürdigkeit, zu der sich eine angenehme Ueppigkeit gesellte. Eins war ihm klar: die Schadenersatzfrage durfte um keinen Preis anhängig gemacht werden. Schon wegen des Gelächers unter seinen Bekannten nicht. Er sagte das Simpfon, als der am Nachmittag wieder bei Müller vorsprach. „Schön!“ erwiderte der tüchtige Geschäftsmann, „wie viel wollen Sie freiwillich zahlen?“

„Nichts!“ erwiderte Müller. „Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag.“

„Ihre Tochter Isabel gefällt mir über die Maßen. Ich heirathe sie, und Alles ist in Ordnung. Wie finden Sie den Vorschlag?“

Simpfon lief Hals über Kopf zur ebenso üppigen wie liebenswürdigen Isabel.

„Isabel,“ sagte er, „der Herr Washington Lincoln Müller will Dich heirathen. Dafür klagen wir nicht auf Schadenersatz. Willst Du ihn haben?“

„Aber sicher. So ein netter Mann mit einer guten Hofenträgerfabrik.“ Simpfon ließ zu Müller zurück.

„Sie nimmt Sie. Wir machen das schriftlich. Die Hochzeit muß innerhalb dreier Monate stattfinden. Und so geschah es. Und so ist eine durch die Katzen zu einer Frau gekommen. Welche fopprebare Schleichspade der Gott der Liebe manchmal wandelt!“

Wie Mutter Barney gerächt wurde.

Ergählung aus spanischer Zeit. Von R. F. S.

Draußen, einsam an der San Cristobal Road, mochte Mutter Harney. Ihr Haus war halb Cottage, halb Geschäftsladen, und stand etwa hundert Yards entfernt von der Landstraße, von staubigen Manzanitabäumen umgeben. Hier holten sich die in der Nachbarschaft wohnenden Mexikaner ihren rothen Pfeffer und ihre Zwiebeln, ihre Avelin, Quirn und sonstigen Kleinigkeiten für den häuslichen Bedarf — hier und da kam auch wohl ein Wanderer vorbei und forderte ein Glas Wasser oder etwas zu essen, aber oft kam das nicht vor. Denn die Gegend war ziemlich einsam und Reisende kamen nicht so oft dorthin.

Zu diesem Hause kam eines Tages ein zerlumpter, hungeriger Junge Namens Jose. Er war der Sohn eines vollkommenen Mexikaners und einer Halbinsdianerin, inder das indische Blut prädominirte. Kein Mensch hatte sich um den armen Jungen gekümmert und er war krank vor Entbehrung und halb verhungert. Mutter Harney hatte sonst nicht viel für Tramps übrig, sie hatte schlechte Erfahrungen mit dieser Sorte gemacht. Aber mit dem Knaben hatte sie Mitleid — sie haßte die Männer im Allgemeinen, aber er war ja noch kein Mann, er war ein Kind.

„Du kannst hier bleiben,“ sagte sie, „da hinten im Stalle, wo der Esel steht und die Hühner wohnen. Ich habe keinen Platz im Hause, aber ich will für dich sorgen und dich ernähren, und du kannst mir die Eier auf den Markt bringen, wenn du erst gesund bist.“

Und Jose dachte, daß es besser sei, im Stalle zu wohnen und satt zu werden, als im Chapparel zu liegen, wie er es bisher gethan hatte, und zu hungern. So blieb er denn bei Mutter Harney, und als er kräftig genug geworden war, ritt er auf dem Esel nach der Stadt und verkaufte die Eier und brachte ehrlich jeden Cent zu der Mutter. Sie lobte ihn dafür und gab ihm genug zu essen, und dabei blieb es.

Einmal kam er nach Hause, als die alte Frau gerade draußen auf dem Felde hinter dem Hause war. Er wollte direkt in's Haus gehen, aber Mutter Harney tam gelauten und hielt ihn zurück und sagte: „Ich habe dir schon gesagt, Jose, du darfst nicht in's Haus hinein — du gehörst in den Stall.“ Und sie schob ihn von der Thür hinweg. Da fing dem Knaben an, ein Licht aufzubämmern. Hatte die Alte etwas, das er nicht sehen sollte — war da irgend ein Geheimniß im Hause? Er war ein guter Junge, aber er war ein Junge, und von da an pochte er auf wie ein Jagdhund. Nicht lange darauf sah er durch das hintere Fenster, wo er unbeobachtet Posto gefaßt hatte, wie die Alte am Tische im hinteren Zimmer saß und Geld zählte. Das waren nicht die paar silbernen Münzen, die er ihr vom Markt gebracht hatte, das waren große Silberthaler in Menge und auch viele Goldthaler, das war ein Vermögen. So viel Geld hatte er noch nicht gesehen. Wöglich schaute die Alte auf. Ein Zweig, auf den er getreten hatte, hatte geknackt. Sie packte das Geld ein. Ob sie ihn wohl gesehen hatte? Er schlich davon, und als er später an's Haus tam, sagte sie mit etwas scharfem Tone: „Und nun, Jose, wie viel Eichhörnchen hast du heute gefangen?“

„Die Eichhörnchen werden immer feltener, ich fange fast gar keine mehr,“ antwortete Jose.

„So, so,“ sagte die Mutter, — „aber weiter von hier giebt es mehr. Ich denke, du gehst morgen dahin. Du bist nun wieder gesund und stark, und auf den Ranches braucht man jetzt Jungen zum Pflüden des Obstes.“

So tam es, daß Jose am nächsten Tage sein Frühstück in's Taschentuch einband und von der Mutter ein paar kleine Silbermünzen erhielt und in's Land hineinpilgerte, dahin, wo die Obst-Ranches lagen. Dort fand er Arbeit, denn man brauchte überall Hilfe. Mit ihm zusammen arbeitete ein Halb-Indianer Namens Ramon, ein widerwärtiger Bursche, der etwas Schlangentartiges an sich hatte. Derselbe arbeitete nur selten — er trieb sich lieber dagaubirend und bettelnd umher. Aber jetzt, wo jeder Rancher Hilfe brauchte, wurden höhere Löhne als gewöhnlich gezahlt, das hatte ihn veranlaßt, in Dienst zu treten — sein einziger Zweck war dabei, Geld für Schnaps zu verdienen. Für Schnaps

hätte er seine Seele verkauft, warum nicht seiner Hände Arbeit? Dem Burschen wurde es leicht, sich bald in Besitz des einzigen Geheimnisses zu setzen, das der unerfahrene und unschuldige Jose hatte; schon am ersten Abend plauderte derselbe Alles aus, was er bei der Mutter Harney gesehen hatte. Am nächsten Abend schon forderte Ramon seinen Lohn und verschwand von der Ranch — kein Mensch dachte mehr an ihn, auch Jose nicht.

In der Mittagshöhe des zweiten Tages wanderte ein Mann auf der San Cristobal Straße dahin — es war Ramon. Nur ein Gebante beherrschte sein vom Schnaps umnebeltes Gehirn — Geld wollte er gewinnen, um mehr Schnaps zu kaufen. In einem Bade, der nicht weit von der Straße durch's Gebüsch rauschte, setzte er sich nieder und wiegte dort auf einem flachen Stein ein altes Rasirmesser, das er im Stiefel versteckte. Als die Sonne sich senkte, tam er wieder auf die Straße heraus und wanderte langsam nach dem einsamen Hause der Mutter Harney. Er forderte für ein paar Cent's Bohnen zu einem Nachtstuhl, und die Frau bückte sich nach dem Fra hinter dem Ladentisch, wo sie die Bohnen hatte. In diesem Moment sprang der Schuft auf sie los und schnell wie der Blitz hatte er mit dem Messer ihren Hals durchgeschnitten — fast ohne auch nur zu schreien, sank sie zusammen und war tot.

Jetzt durchsuchte der Mörder das Haus — er hatte es eilig, denn es konnte irgend Jemand kommen. In einer Art von Bureau fand er einen Beutel mit Silber und Gold — das war mehr, als er erwartet hatte, und er eilte mit dem Raube davon. Daß er eine größere Summe, die im Ramin versteckt war, liegen ließ, ahnte er nicht. Und nun ging ein lustiges Leben für ihn in der Stadt an, wohin er sofort marschirte. Woher er das viele Geld hatte, wußte Niemand; man glaubte wohl, daß er irgendwo Gold gefunden habe. Die Wirthin, die ihm vorher nicht für einen Cent geborgt haben würde, waren jetzt alle bereit, ihn zu bedienen; er ließ viel darauf gehen.

Wenige Tage später tam auch Jose nach der Stadt — das Obst war geerntet und er hatte seine Arbeit mehr auf der Ranch gehabt. Er hörte davon, daß Ramon viel Geld durchgebracht — und sofort kam ihm die Erinnerung, daß er dem Burschen von dem Gelde der alten Mutter Harney erzählt hatte. Ob das Geld Ramons wohl das Geld der Mutter Harney war? Am Abend war Ramon auch Letztunter als gewöhnlich, und der Knabe brachte ihn dazu, von der alten Frau zu sprechen, die den Laden an der Cristobal Road hielt. Halb und halb verrieth sich der Mörder in seinem betrunkenen Geschwätz. An demselben Abend schon wurde es in der Stadt belannt, daß die Alte ermordet gefunden worden war; der Sheriff ging sofort dahin ab, um die Untersuchung zu beginnen. Aber Ramon war von Stund an aus der Stadt verschwunden; kein Mensch wußte, wohin er sich gemenet hatte.

Tiefenfte und wahrhafte Neue erfafte den Knaben Jose, daß er dem Mexikaner verrathen hatte, was er bei der Mutter Harney gesehen — er hatte ja nicht gedacht, daß er damit die alte Frau dem Mörder ausgeliefert hatte. Jetzt mußte er, daß er an dem Tode der Alten Schuld war — und der Mörder war entwischt. Die Beamten thaten nichts weiter in der Sache, sie begnügten sich damit, den Thatsbestand festzustellen und zu konstatiren, daß der wahrscheinliche Mörder entwischt war. — Aber Jose war damit nicht einverstanden — wenn die Männer, deren Pflicht es war, den Mörder aufzuspüren, es nicht thaten, dann mußte ers es selber thun — und wenn er selber darüber zum Mörder werden sollte. Von da ab trieb er es wie ein

Jagdhund, der das Wild im Chapparel sucht — jeden Fuß Landes im Umkreise um das Haus der Ermordeten suchte er ab, und schließlich fand er auf einem niedrigen Baume bei dem Hauße das Messer, mit dem die blutige That verübt worden war. Das Messer steckte er zu sich, und nun ging es auf die Jagd auf den Mörder los. Wochenlang durchschweifete er die Gegend, bis er bei Santa Isabel in ein Wirthshaus tam — auf seinen Zerrfahrten hatte er gehört, daß Ramon mit der Wirthin dieses Hauses in einer Art Liebesverhältnis gestanden hatte. Er fing an, vorsichtig nach Ramon zu forschen — ebenso vorsichtig, weil voll Argwohn, antwortete die Frau. Aber Jose war schlau genug, die Sache am richtigen Ende anzupacken — sagte, Ramon habe da oben Trubel mit einem Mädchen gehabt, und er sei ein Freund desselben, und sei gekommen, um ihn zu sehen und mit ihm wegen der Sache zu sprechen, wurde die Frau eifersüchtig und löste die Zunge. Sie verriet ihm den Knaben, wo er Ramon finden könne, draußen in den Vorbergen süblich von der Ortschaft.

Jetzt hatte Jose die Spur des Wildes, nun konnte ihm der Mörder nicht mehr entgehen. Am nächsten Tage fand er einen Mann. Ramon erschraf, als er plötzlich den Knaben vor sich stehen sah, und fragte ihn erstaunt: „Wie zum Teufel hast du erfahren, daß ich hier sei?“

„Deine Freundin, Donna Therese, hat es mir gesagt!“

„Ich werde ihr den Hals dafür umbrechen!“ schrie Ramon.

„Also auch erwürgen thust du die Frauen,“ sagte Jose, „ich glaube, daß du sie nur mit dem Messer umbringst.“

„Was weißt du von diesen Dingen?“ fragte Ramon.

„Ich weiß, was Alle in der ganzen Gegend wissen, daß du die Mutter Harney um ihres Geldes willen ermordet hast — aber ich weiß, was die anderen nicht wissen, nämlich: daß ich es gesehen bin, der dir verrathen hatte, was Niemand wußte, nämlich: daß die Alte Geld hatte.“

„Da hast du Recht daran gethan, daß du mir das sagtest, das war ein guter Job, und ich habe ihn besorgt!“ rief Ramon.

Aber das war sein letztes Wort, denn in diesem Moment bückte er sich nach einem Stück Fleisch, das er gerade haben wollte — er ahnte nicht, daß der Knabe gekommen war, um die ermordete Frau zu räden. Blitzschnell hatte dieser das Messer gezogen, daselbe Messer, mit welchem Ramon die Frau abgeschlachtet hatte, und mit zwei mächtigen Streichen hatte er dem Mörder den Hals durchgeschnitten — rückelnd stürzte derselbe zusammen.

Das Feuer brannte wieder, die Sonne sank, es wurde Nacht. Ein Costote strich um den Platz, dann tam ein zweiter, in immer kleinerem Kreise zogen sie umher. Ein Geier mit rothem Halsschwabe in der Luft und senkte sich herab, bald kamen ihrer mehr von allen Seiten. Und nicht lange dauerte es, daß rissen sich die wilden Vögel und die Bestien des Waldes um das Fleisch des Mannes, an welchem der Knabe Justiz geübt hatte.

Benutzte Gelegenheit. Richter: „Warum haben Sie denn bei der Schlägerei dem Schauspieler Brüller eine Handvoll Haare ausgereissen?“

Anklaeger: „Ich wollte so gern eine Locke von ihm zum Andenken.“

Rückblicksvoll. „Wie bist du mit Deiner neuen Gnädigen zufrieden?“

„D, sie macht sich, sie befiehlt mir nur immer das, was ich ohnedies gerade zufällig thun will.“



Vater: „Wat, Junge, den Stranz hat wieder mitgebracht, um id sagte Dir doch, Du sollst ihn beim Strematorium ablab'n!“